

Enttäuschender Rückfall ins Traditionelle

Kittredge Cherry

**Jesus in Love, edition euQor,
Toenisvorst 2007,
288 Seiten, 24,90 €.**

In dem Roman von Kittredge Cherry erwartet den Leser ein bisexueller, vielgeschlechtlicher Jesus, der in der ersten Person von seinen Begegnungen, seiner Beziehung zu Gott und den Menschen, seinem Leben und Erleben erzählt; beginnend mit seiner Erwählung durch den Heiligen Geist bis – im ersten Band – zur Aussendung der Zwölf. Der zweite Band mit dem Titel »Jesus in Love: At the Cross« soll in Kürze erscheinen.

Die Autorin, lesbische Theologin und von der Metropolitan Community Church (MCC) zur Priesterin geweiht, orientiert sich in der Abfolge ihrer Erzählung weitgehend an den Evangelien. Cherry beansprucht jedoch mit »Jesus in Love« nicht, Wahrheiten über den so genannten historischen Jesus aufzudecken, stattdessen will sie ihre persönliche, spirituelle Wahrheit und Sicht auf Jesus wiedergeben. Sie begreift die Entstehung von »Jesus in Love« als ihre ganz individuelle Heilungsgeschichte von einem chronischen Erschöpfungssyndrom, das Mediziner an die Grenzen brachte. In dieser Zeit begann sie sich in ihren Medi-

tationen Jesus anzunähern; einem Jesus, dem als vollkommen menschlichem Wesen sexuelles Begehren nicht fremd sein könne, der aber als zudem vollkommen göttliches Wesen alle Menschen liebe, und der in seiner Allumfassendheit nicht auf eine geschlechtliche Ausprägung reduziert werden könne.

So klingen Thematik, Hintergrund und Genre von »Jesus in Love« vielversprechend. Das Ergebnis allerdings ist enttäuschend: sprachlich schwach und inhaltlich nicht stringent bleibt es weit hinter den Erwartungen zurück.

Der sprachliche Ausdruck – zumindest in der deutschen Übersetzung, von der Cherry allerdings sehr angetan ist – wirkt unbeholfen, die Bilder unglücklich gewählt. So lässt die Autorin Jesus bzw. Petrus in unpassenden Situationen »kichern«, die Nachfolge der ersten Jünger mit einer »langen Gruppenumarmung« besiegeln und legt Jesus an Versen aus den Evangelien angelehnte Sätze ohne Berücksichtigung des Kontextes in den Mund – kein Wunder, dass dieser auch bei seinen Romanjüngern oftmals Unverständnis erntet. Die verwendeten Bilder muten esoterisch an, wecken die Assoziation bewusstseinsweiternder Drogen. Nach Cherry erkenne Jesus als erstes, noch vor der physiologischen Erscheinung, die Seele eines Menschen – geschildert in bunten Formen und Farben: »Heute stach mir die Schönheit einer bestimmten Seele ins Auge, die wie ein Wasserfall himmelblau und weinrot pulsierender Juwelen aussah. Ich benutzte meine

Menschenaugen um einen Körper zu dieser Seele zuzuordnen.« (39) Um in Worte zu fassen, wie Gottes Liebe heilsame und nährenden Quelle für die Menschen ist, bedient sich Cherry des Bildes von Säuglingen, die an der Mutterbrust gestillt werden – nur dass die Autorin es nicht beim Bild belässt, sondern dieses wiederholt eins-zu-eins in die (Roman-)Wirklichkeit überträgt, was leider nur plump wirkt. Ein Beispiel: »Seine Seele wagte es, sich zu meinem göttlichen Herzen hinunter zu beugen und die angereicherte Liebesmilch zu trinken, die ich ihr dort angeboten hatte.« (157)

Ein weiterer Schwachpunkt des Romans ist die Schwierigkeit, wie mit Gottheit und Menschheit Jesu umzugehen sei. Cherry möchte an beidem festhalten, was dazu führt, dass beides unglaubwürdig wird. Jesus switcht zwischen göttlicher und menschlicher Wahrnehmung hin und her. Die Schilderung seiner göttlichen Wahrnehmung lässt ihn verträumt und weltfremd erscheinen – oftmals nicht wissend, an welchem Ort und zu welcher Zeit er sich befindet, was der Vorstellung von Menschwerdung Gottes, verstanden als seine radikale Zuwendung zum Menschen und zu der Welt, diametral entgegensteht.

Gerade die Gottheit Jesu ist Cherrys Ausgangspunkt, Jesus nicht auf eine sexuelle Orientierung und geschlechtliche Ausrichtung festzulegen. Dies ist aber nur in der Theorie eine kraftvolle Aussage. Jesus bleibt schlussendlich doch zölibatär. Sexuelle Handlungen und orgasmisches Erleben geschehen ausschließlich

im Gebet, wobei sein Gegenüber seine Vermählte, der Heilige Geist, ist; nicht aus einer Verpflichtung zur Monogamie heraus, sondern weil sein göttliches Wesen Jesus daran hindere, mit Menschen sexuell tätig zu werden. »Manchmal küsse ich Menschen, die ich liebe, so wie wir es getan haben. Ich weiß, wie gut es sich anfühlen kann. So habe ich auch erfahren, dass ich keinen Sex mit anderen Menschen haben kann. Wegen dem, was ich bin, gibt es ein großes Machtungleichgewicht zwischen mir und möglichen Sexualpartnern. Niemand könnte mir widerstehen, wenn ich versuchen würde, ihn ins Bett zu bekommen, also kann ich mit niemand einvernehmlichen Sex haben. Und erzwungener Sex interessiert mich überhaupt nicht. Es stört mich nicht, meine göttliche Kraft einzusetzen, um Menschen zu heilen, aber der Gedanke, sie zu meiner sexuellen Befriedigung zu benutzen, nimmt mir jede Lust. Und ich kann sie nicht nicht benutzen – ich bin so vollkommen göttlich wie vollkommen menschlich.« (126) Diese Argumentation wirkt jedoch weniger stimmig als verzweifelt; verzweifelt, um nicht konsequent zu Ende denken zu müssen, was anscheinend zu denken verboten ist: Jesus, als ein tatsächlich sexuell begehrendes und handelndes Wesen – und sei es nur als Romanfigur.

Cherry versucht, einen revolutionären Blick auf Jesus zu wagen und zugleich traditionell verankert zu bleiben. Dies ist es aber, was sie letztlich zu Fall bringt. Denn dadurch wirkt Jesus nicht glaubwürdiger, lebendiger, mehr mit Fleisch

gefüllt und damit zugänglicher, sondern eher als das Gegenteil. Das ist der Grund, warum der Roman eben doch nicht revolutionär ist. Er hält seiner eigenen Idee nicht stand. Dass sie diesen Roman als ihre persönliche, spirituelle Erfahrung und Wahrheit deklariert, ist beinahe unfair. Denn das macht es schwer, ihn zu kritisieren, unabhängig davon, dass es dem Leser natürlich frei steht, diese »Wahrheit« zu teilen oder nicht. Dennoch lautet mein Fazit: Ich hätte nach dem Vorwort mit dem Lesen aufhören sollen. Dann hätte ich mich daran erfreuen können, dass auch in der Spiritualität anderer Jesus – unabhängig seiner historischen Lebensform – als der Mensch gewordene Gott zumindest in seiner Potenzialität keine Lebens-, Liebens- und Begehrensform oder geschlechtliche Ausprägung fern ist, statt mich von der sprachlichen Unbeholfenheit, den unglücklich gewählten Bildern, dem Rückfall ins Traditionelle und dem Zurückbleiben hinter der Ausgangsthese enttäuschen zu lassen.

Jonas Weinzierl

Evolution religiösen Erlebens

Peter Strasser

**Theorie der Erlösung.
Eine Einführung in die
Religionsphilosophie,
Wilhelm Fink Verlag, München
2006, 174 Seiten, 29,90 €.**

Der Grazer Philosoph Peter Strasser deklariert seine originelle Monographie als ein Selbstgespräch, als innere Rede und Widerrede: »Ich sage nichts Neues, ich will überhaupt nichts Neues sagen. Ich will bloß sagen: Die Schleier werden erst fallen, wenn Gerechtigkeit sein wird auf Erden.« Seine Religiosität wirkt wie ein Welteinverständnis, das den »dummen Optimismus der Aufklärung« ebenso hinter sich lassen möchte wie den Glaubensfundamentalismus sowie die atheistische Unvernunft. Religiös ist »unsere Ehrfurcht vor dem, was ist – und zwar einfach deshalb, weil es ist, und weil es ist, wie es ist.« Strasser begreift sich als leidenschaftlichen Fragensteller, welcher nur dann Antworten akzeptiert, wenn diese neuen Zweifel nähren. Der österreichische Philosoph setzt beim Begriff »Glück« an: eine religiöse Haltung, welche im Axiom gipfelt, dass die Sentenz »Es ist, wie es ist, und es ist gut« sinnvoll sei, nimmt den nach Glück und Erfüllung strebenden Menschen beim Wort. Menschliches Glück als intrinsischer Wert, als Eröffnungspotenzial, als Horizont des guten Lebens, als